

Ludger M. Hermanns /
Ulrich Schultz-Venrath (Hg.)

Gruppenanalyse in Selbstdarstellungen

Teil 1





Ludger M. Hermanns / Ulrich Schultz-Venrath (Hg.)

Gruppenanalyse in Selbstdarstellungen

Teil 1

VANDENHOECK & RUPRECHT

Mit 16 Abbildungen

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

© 2024 Vandenhoeck & Ruprecht, Robert-Bosch-Breite 10, D-37079 Göttingen,
ein Imprint der Brill-Gruppe
(Koninklijke Brill NV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA; Brill Asia Pte
Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland; Brill Österreich GmbH,
Wien, Österreich)
Koninklijke Brill NV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Schönigh, Brill Fink,
Brill mentis, Brill Wageningen Academic, Vandenhoeck & Ruprecht, Böhlau und V&R unipress.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen
bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Satz: SchwabScantech, Göttingen

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-647-45033-9

Inhalt

Vorwort der Herausgeber	7
Rudolf Balmer Die Gruppe als Schicksal und Vision – Ein Weg mit und in der Gruppenanalyse	11
Michael Geyer Die Gruppe als demokratische Alternative	41
Michael Hayne Schritte zur Gruppenanalyse: zum interpersonellen Verstehen und zur Therapie	77
Kurt Höhfeld Von der Gruppenpsychotherapie in West-Berlin zur Gründung des Berliner Instituts für Gruppenanalyse (BIG)	93
Dietlind Köhncke Gruppenanalyse und Identität	113
Wulf-Volker Lindner Individuum – Gruppe – Institutionen – Gesellschaft	143
Hans-Joachim Maaz Multimodales stationäres Gruppentherapiekonzept unter Berücksichtigung der Strukturpathologie	177
Wilhelm Meyer Ich habe immer in Gruppen gelebt	201

Irene Misselwitz Mein Weg zur Gruppenanalyse	231
Elisabeth Rohr Gruppenanalyse als Welterkundung	259
Gerhard Rudnitzki Jede Geschichte braucht einen Erzähler – dies ist meine Gruppengeschichte	287
Dieter Sandner Mein Weg in die Gruppenanalyse	315
Wolfgang Schmidbauer Autor und Analytiker dazu	335
Regine Scholz Mit der Gruppenanalyse durch die Welt und zurück	361
Christoph Seidler Mein Weg zur Gruppenanalyse	389
Helga Wildberger Mein Weg zum Vertrauen in die Gruppe	421
Personenregister	449

Vorwort der Herausgeber

Die Gruppenanalyse ist in Deutschland eine vergleichsweise junge Disziplin, die erst nach dem Zweiten Weltkrieg und dann auch erst sehr allmählich an verschiedenen Orten Gestalt angenommen hat. Für die deutschsprachige Schweiz gilt Ähnliches, nur in Österreich gibt es unter anderen mit Jakob Moreno und Paul Schilder weiter zurückreichende Wurzeln. Da die Historiografie dazu erst im Entstehen begriffen ist, wollten wir als Herausgeber uns bekannte, noch lebende Pionierinnen und Protagonisten einladen, ihren jeweiligen Weg zur Gruppenanalyse aufzuschreiben. Dabei konnten sie auch ihre eigene Sozialisation darstellen, um damit ihr Engagement für die Gruppenanalyse und Gruppenpsychotherapie verständlich zu machen.

Bei der Auswahl haben wir versucht, möglichst viele Kolleginnen und Kollegen aus Ost und West für unser Projekt zu gewinnen, die mindestens 75 Jahre alt sein sollten und sich in der Aus-, Fort- und Weiterbildung in unserem Fach verdient gemacht haben.

Ein Blick auf die 16 hier vorgelegten faszinierenden Beiträge zeigt, wie stark die älteren Autorinnen und Autoren vom Erleben der Kriegs- und ganz frühen Nachkriegszeit geprägt wurden. Das regt zu Überlegungen an, wie das mit dem schließlich ergriffenen Objekt »Gruppe« in ihrem späteren Leben zusammenhängen könnte. Insbesondere ein Vergleich der jeweils unterschiedlichen frühesten Gruppenerfahrungen und der später resultierenden beruflichen Gruppenaktivitäten wirft für uns wie für Sie als Lesepublikum viele reizvolle Fragen auf.

Nicht alle Angesprochenen konnten sich sogleich und manche gar nicht zur Mitarbeit entschließen. Da wir inzwischen mit der Planung eines Folgebandes begonnen haben, hegen wir die Hoffnung, einige von ihnen dafür doch noch gewinnen zu können.

An dieser Stelle möchten wir darauf verweisen, dass manche Pioniere unseres Fachs schon andernorts ihre berufliche Autobiografie veröffentlicht haben und deshalb hier nicht berücksichtigt worden sind. Dazu gehören unter anderen

Tobias Brocher¹, Paul Janssen², Karl König³, Peter Kutter⁴, Eugen Mahler⁵ und Dieter Ohlmeier⁶, die in der Buchreihe »Psychoanalyse in Selbstdarstellungen« (hrsg. von Ludger M. Hermanns) vertreten sind. Andere wie Josef Shaked⁷, Alice Ricciardi-von Platen⁸, Michael Lukas Moeller⁹, Hermann Argelander¹⁰, Georg Gfäller¹¹, Werner Beck¹², Helmut Enke¹³, Annelise Heigl-Evers¹⁴, Karl Reuter¹⁵, Raoul Schindler¹⁶ und Vera Demant¹⁷ haben in eigenen Büchern oder in Buch-

-
- 1 Tobias Brocher (1998). Interkulturelle Begegnungen in einer sich wandelnden Welt. In L. M. Hermanns (Hrsg.), *Psychoanalyse in Selbstdarstellungen*, Bd. IV (S. 11–72). Tübingen: edition diskord.
 - 2 Paul L. Janssen (2015). Mein Weg als Psychoanalytiker in der Psychiatrie, Psychosomatischen Medizin, Psychotherapie, Universität und Berufspolitik. In: L. M. Hermanns (Hrsg.), *Psychoanalyse in Selbstdarstellungen*, Bd. X (S. 69–117). Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel.
 - 3 Karl König (2010). Von den Naturwissenschaften zur Psychoanalyse. In L. M. Hermanns (Hrsg.), *Psychoanalyse in Selbstdarstellungen*, Bd. VIII (S. 59–116). Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel.
 - 4 Peter Kutter (2010). Aus der Enge in die Weite. In L. M. Hermanns (Hrsg.), *Psychoanalyse in Selbstdarstellungen*, Bd. VIII (S. 117–185). Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel.
 - 5 Eugen Mahler (2007). Eine biografische Collage. In L. M. Hermanns (Hrsg.), *Psychoanalyse in Selbstdarstellungen*, Bd. V (S. 144–203). Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel.
 - 6 Dieter Ohlmeier (2017). Auf meinem Weg als Psychoanalytiker. In L. M. Hermanns (Hrsg.), *Psychoanalyse in Selbstdarstellungen*, Bd. XI (S. 149–192). Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel.
 - 7 Josef Shaked (2011). Ein Leben im Zeichen der Psychoanalyse. Gießen: Psychosozial-Verlag.
 - 8 Alice Ricciardi-von Platen (2006). Die Entwicklung der gruppenanalytischen Ausbildung durch die Internationale Arbeitsgemeinschaft für Gruppenanalyse in Altaussee. In G. R. Gfäller, G. Leutz (Hrsg.), *Guppenanalyse, Gruppendynamik, Psychodrama. Quellen und Traditionen – Zeitzeugen berichten. Der Umgang mit Gruppenphänomenen in den deutschsprachigen Ländern* (2., erw. Aufl., S. 73–75). Heidelberg: Mattes Verlag.
 - 9 Michael L. Moeller (2006). GRAS-Gruppenanalyseseminare zur Weiterbildung für Psychoanalytiker. In Gfäller u. Leutz (s. o.; S. 107–114).
 - 10 Hermann Argelander (1998). Zur Geschichte der Anwendungen der Psychoanalyse in Gruppen in Frankfurt am Main (1960–1985). *Luzifer-Amor. Zeitschrift zur Geschichte der Psychoanalyse*, 11 (21), 92–102.
 - 11 Georg Gfäller (2006). Transfer der Gruppenanalyse (Foulkes) nach Deutschland. In Gfäller u. Leutz (s. o.; S. 101–103).
 - 12 Werner Beck (2006). Die Anfänge. In Gfäller u. Leutz (s. o.; S. 30–33).
 - 13 Helmut Enke (2006). Eigene Anfänge – 1959–1966. Stationäre (bipolare) Gruppenpsychotherapie. In Gfäller u. Leutz (s. o.; S. 143–146).
 - 14 Annelise Heigl-Evers (2006). Deutschland und »Die Gruppe«. In Gfäller u. Leutz (s. o.; S. 221–223); Entstehung des deutschen Arbeitskreises für Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik (DAGG). In Gfäller u. Leutz (s. o.; S. 34–44).
 - 15 Karl Reuter (2006). Beginn der analytischen Gruppenpsychotherapie in Deutschland. In Gfäller u. Leutz (s. o.; S. 21–29).
 - 16 Raoul Schindler (2006). Österreichische Impulse zur Gruppentherapie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In Gfäller u. Leutz (s. o.; S. 68–72).
 - 17 Vera Demant (2006). Das Seminar für Gruppenanalyse Zürich. In Gfäller u. Leutz (s. o.; S. 60–67).

und Zeitschriftenbeiträgen bereits aus ihrer Gruppenvita berichtet. Diese Liste erhebt keineswegs den Anspruch auf Vollständigkeit.

Mit diesem Buch verbinden wir die Hoffnung, vor allem auch jüngeren Mitgliedern unserer Berufsgruppe, die sich womöglich noch in Ausbildung befinden oder erste Schritte im Beruf gehen, etwas von der Perspektivenvielfalt und den großartigen Möglichkeiten der Gruppenanalyse und Gruppenpsychotherapie vermitteln zu können. Nicht umsonst lautete der Titel der Präsidentenansprache der AGPA¹⁸ 2022: »The Future of Group Therapy is Bright«. ¹⁹ Für die berufserfahrenen Leserinnen und Leser bietet es viele Möglichkeiten, eigene Karriereschritte oder sogar ganz persönliche biografische Anknüpfungen an diesen oder jenen Lebensbericht wiederzuerkennen. Deren Autorinnen und Autoren haben jedenfalls die Chance ergriffen, ihre reiche Berufserfahrung noch einmal gedanklich zu durchdringen und für uns alle auf den nun folgenden Seiten auszubreiten. Für diese Bereitschaft und Offenheit möchten wir ihnen sehr herzlich danken.

Hans-Joachim Maaz hat ausdrücklich darum gebeten, dass in seinem Beitrag nicht gegendert wird, wofür wir angesichts der aktuell nicht abgeschlossenen Debatte um die Rechtschreibung Verständnis haben.

Unser Buchprojekt fand beim Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Gruppenanalyse und Gruppenpsychotherapie (D3G) tatkräftige Förderung und Unterstützung, unter anderem auch in der Bereitstellung des erforderlichen Druckkostenzuschusses, wofür wir uns ausdrücklich bedanken möchten.

Abschließend sei dem Verlag für die bereitwillige Annahme und Förderung unseres Projekts gedankt, insbesondere Günter Presting, Sandra Englisch und Ulrike Rastin.

Ludger M. Hermanns und Ulrich Schultz-Venrath
Berlin und Köln im Juni 2023

18 American Group Psychotherapy Association.

19 Burlingame, G. M. (2022). The future of group psychotherapy is bright. Presidential address, Annual Meeting of the AGPA, Denver, März. DOI: 10.1080/00207284.2022.2133717

Rudolf Balmer

Die Gruppe als Schicksal und Vision – Ein Weg mit und in der Gruppenanalyse



Noch vor der eigenen Geburt wird einem die Gruppenexistenz in die Wiege gelegt, das Bewusstsein und insbesondere eine gruppenanalytische Betrachtungsweise darüber aber nicht. Diese zu erlangen, ist ein langer Weg mit Zufällen, Irrungen, Mühsalen und auch Freuden.

Sigmund Freud hatte sich wegen grundsätzlicher Einwände dagegen wehrt, eine Autobiografie zu schreiben. Er kannte die dynamischen Kräfte der Psyche vom Vergessen, Verdrängen, Beschönigen und hatte Einblick in das Walten des Unbewussten. Welchen unbewussten Streichen kann eine Selbstbeschreibung unterliegen wie diejenige, die Sie gerade im Begriff sind zu lesen? Wie kann man diesen Narrativen entrinnen? Gar nicht. Man kann nur auf wohlwollend kritische Leserinnen¹ vertrauen, die dann ihrerseits den Text aus ihrem eigenen psychodynamischen Verstehen zu betrachten versuchen.

Welchen Weg soll man beschreiben? Die Gruppenanalyse und ich – oder ich und die Gruppenanalyse? Vielleicht eine gegenseitige Annäherung? Ein gegenseitiges Sich-Kennenlernen und Involvieren, ein Geben und Nehmen oder gar eine gegenseitige Bereicherung? In diesem stillen, nichtbestimmbaren Zwischenbereich liegt dieser Weg.

Für mich stand zu Beginn meiner beruflichen Entwicklung nicht das Berufsziel im Vordergrund, Gruppenanalytiker zu werden. Erst nach einer gewissen Zeit entwickelte sich dieser Wunsch.

1 Ich verwende in meinem Text in zufälliger Folge die weibliche und männliche Form. Im Sinne der gendersensiblen Sprache mögen sich bitte alle mitgemeint fühlen.

Die Ursprungsfamilie: Bande und Brüche

Zu dieser Entwicklung gehört ein familiäres und schulisches Vorfeld als Teil der persönlichen Grundlagenmatrix. Wenn Salvador Minuchin (1977) schreibt, dass er deshalb zur systemischen Betrachtungsweise fand, weil er in einer Kleinstadt lebte, in der überall unausweichlich eine Vielzahl von Familienangehörigen mit unterschiedlichen Beziehungen anzutreffen waren, so gilt für mich Ähnliches. Das familiäre Umfeld umfasste rund zweihundert Personen, Großeltern, Tanten und Onkel, Cousinsen und Cousins. Die Familien stammten aus einem bäuerischen und mittelständischen Bereich und lebten verstreut in der ganzen Schweiz.

Meine Großmutter mütterlicherseits, im Alter dement, pflegte an Familientreffen zu fragen: »Zu wem gehörst denn du?« Eine Frage, die ich mir oft in Bezug auf andere Familienmitglieder stellte und insbesondere auf mich selbst. Zu wem gehört man? Zugehörigkeit und Selbstständigkeit sind oft verwischte und diffuse Begriffe.

Die aus einer katholischen Tradition stammende Familie brachte Pfarrerherren und Ordensleute hervor. Sie führte auch mich in kirchliche Jugendorganisationen und damit an einen Platz, der sowohl innerhalb wie außerhalb lag und doch von beiden Seiten einsehbar war. Das Thema des Gesehen-Seins gehörte gleichsam zur sozialen DNA in diesem Umfeld.

Allerdings gab es dabei einige unkontrollierte Bereiche. Die Kinderschar war zu groß und zu unübersichtlich. Die Kinder und Jugendlichen brachten ihre eigenen Strebungen und Wünsche ins Spiel, zumeist jene mit Aggression, Sexualität und anderen Regelverstößen. Zudem gab es in der Erwachsenenwelt einige Menschen, die nicht der Normenwelt zugehörig schienen, die irritierten, faszinierten, manchmal ängstigten. Im Bauernhof meiner Großeltern gab es in einer Scheune einen Bretterverschlag für einen buckligen Mann, der »Fuchs« genannt wurde. Der kam und ging, wie er es brauchte. Manchmal gaben ihm die Großeltern zu essen, manchmal half er im Stall, zumeist war er weg. Sein Vagabundieren wurde sorgsam toleriert.

Eine andere Bruchstelle lag in damals noch bedeutenden Unterschieden der Religionszugehörigkeit. Im Fall meiner Familie, die in einem überwiegend reformierten Gebiet lebte, hieß dies, in einer Diaspora und damit im Unterschied von »Wir und die Anderen« zu sein. Natürlich traten im Laufe der Entwicklung verschiedene andere Unterschiede ins Bewusstsein: Mitschüler, die in Häusern am »Goldhügel« lebten und jene in den Mietshäusern nahe den Fabriken. Oder es gab jene Freunde mit und solche ohne Autos, arme und reiche, dumme und gescheite. Es gab Mitschüler, von denen man sagte, sie seien »Hiesige«, »Zugezogene« oder gar »Flüchtlinge«. Die Jugendorganisation erlaubte

trotz der Unterschiede, miteinander zu sein, und sie offerierte Möglichkeiten, sich mit speziellen Fähigkeiten und in Leitungsfunktionen zu »profilieren«. Heute würde man sagen: Es war ein Ort des »Egotraining in action« (Foulkes, 1964).

Der Stellvertreter

Reibungslos war diese Sozialisation nicht, sie nährte aber nachhaltig meinen Sinn für soziale Beziehungen. In der Adoleszenz wurde es turbulenter. Während meiner Zeit am Gymnasium wurden zunehmend gesellschaftlich verdrängte Themen diskutiert und das Selbstbild der Schweiz kritisiert (z. B. Frauenstimmrecht, allgemeine Wehrpflicht, die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg). Der Basler Geschichtspräsident Max Imboden prägte den Begriff des »helvetischen Malaise« (siehe in Portmann, 1970). Wegbereiter für diese kritische kulturelle Diskussion waren Schriftsteller wie Robert Walser, Friedrich Dürrenmatt oder Max Frisch mit ihren politischen und sozialpsychologischen Texten.

1963 wurde am Basler Theater das Stück »Der Stellvertreter« von Rolf Hochhuth aufgeführt, in dem die Verwicklung von Papst Pius XII. mit den Faschisten und dem Holocaust kritisch dargestellt wurde. Ich selbst befand mich damit real und innerlich zwischen zwei Welten. Die Katholiken organisierten sich zu Fackelmärschen; an meinem Gymnasium dominierte die Ablehnung dieses kirchlichen Aufmarsches. Ein engagierter Geschichtslehrer, selbst ein Katholik, griff dieses Dilemma auf. Er organisierte während einiger Monate eine Kleingruppe mit allen fünf Katholiken in unserer Klasse. Etwa alle vierzehn Tage trafen wir uns bei ihm in der Studierstube bei Bretzeln und Getränken. Er versorgte uns mit historischen, philosophischen und religiösen Schriftstücken. Er war sehr kritisch gegenüber Institutionen und Macht. Tatsächlich gelang es ihm, uns in heftige Gespräche zu verwickeln. Er verstand es auch, dafür zu sorgen, dass unsere Subgruppe im Klassenverband toleriert wurde. Ich denke, entscheidend dabei war seine persönliche Haltung. Er vereinigte in sich glaubhaft unterschiedliche Seiten wie Wissenschaftlichkeit, Freude am Dialog, Unterstützung eigenständiger Entwicklungen, unpopuläre Forderungen und Humor.

Achtundsechzig

Die Affäre rund um dieses »christliche Trauerspiel« war ein Vorspiel für weitere einschneidende Veränderungen in der Gesellschaft und in meinem Umfeld. Nachdem mir die Entscheidung für das Medizinstudium schwergefallen war

(zeitweise besuchte ich noch Vorlesungen in Kunstgeschichte), wurde ich nach und nach in ein höchst interessantes und aufwühlendes Studentenleben hineingezogen. Wir gründeten eine Arbeitsgruppe, »Medizin und Gesellschaft«, und pochten auf eine Medizin im Dienst der Gemeinschaft. Ich arbeitete in der offiziellen Studentenzeitung mit Namen »Kolibri« und in der Fachgruppe der Vorkliniker. Ich verfolgte darin keine bestimmten Absichten, es war ein Teilhaben an einem lebendigen studentischen Leben. Dies schärfte – neben den Gruppenerfahrungen – ein Denken auf einer Metaebene: Was bewirkt die Medizin auf einer sozialen und kulturellen Ebene mit ihrem Wissen und Können? Die Medizin an sich war nicht allein relevant, sondern wie sie den Menschen begegnet, persönlich und gesellschaftlich.

Sehr überraschend wurde ich für die Periode 1967/68 zum Präsidenten der Studentenschaft Basel gewählt und damit noch intensiver mit dem Zeitgeschehen konfrontiert. Der Vorstand war eine sehr heterogene Gruppe, in der Mehrzahl Männer. Er repräsentierte einen Übergang zwischen konservativen Kräften (z. B. Vertreter der Studentenverbindungen) und politisch progressiven Kräften (für mehr Mitsprache in den Uni-Gremien). In den Semesterferien ereignete sich die russische Invasion der Tschechoslowakei. Wir hängten kritische Transparente vor die Fenster unserer Büros im Uni-Hauptgebäude und hängten sie auf Anordnung des Rektorats wieder ab. Ähnliches ereignete sich, als wir in der Parkanlage vor der Uni ein Meeting mit Daniel Cohn-Bendit unterstützten. Die Uni ließ Ordnungskräfte im Gebäude auffahren und beobachtete argwöhnisch das friedliche Treiben außerhalb. Inhaltlich war das Treffen allerdings nicht folgenlos. Es förderte die Bildung einer linken Gruppierung, die schließlich bei den folgenden Wahlen die Mehrheit übernehmen sollte.

Die zunehmend heftigen Debatten innerhalb der Studierendenschaft verlangten für mich eine eigene Klärung. Die unterschiedlichen Positionen waren kaum in eine konsensfähige Vorstandsgruppe einzubinden. Persönlich erlebte ich dies als eine Extremsituation. Ich stellte mich nicht mehr zur Wiederwahl. Dieser Entscheid stellte eine Zäsur dar, da ich mich in Zukunft nicht mehr auf einem allgemeinen politischen Parkett einbringen, sondern mich eher fachbezogen engagieren wollte. Dies wiederum führte mich zur Mitarbeit in Gruppen für die Studienreform und in der Erarbeitung von Publikationen zur »Kostenexplosion im Gesundheitswesen«, schon damals ein Schlagwort, und zu einer kritischen Beurteilung der zunehmenden Verschreibung von Tranquilizern.

»Soziale Medizin«

Bereits während meiner Studienzeit beteiligte ich mich an der Gründung einer »Schweizerischen Gesellschaft für ein soziales Gesundheitswesen«, die bis 2011 die Zeitschrift »Soziale Medizin« publizierte. Gesundheitspolitisch motiviert, versuchte sie, faktisch und wissenschaftlich untermauerte Artikel zu publizieren. Orientiert an den damals diskutierten Themen, griff die Zeitschrift verschiedene »gruppenanalytische« Themen auf. Im Fokus standen gemeinschaftliche Formen medizinischer Angebote (Gruppenpraxen, Mitbestimmung, Selbsthilfegruppen), der psychosoziale Blick auf die Medizin (Psychosomatik) und insbesondere in der Psychiatrie (Therapeutische Gemeinschaften, Milieuthérapie, verschiedene gruppenorientierte Formen »humanistischer Psychotherapie«). Unsere Redaktion – und damit auch ich – war nicht nur von diesen Themen durchdrungen, die auch eine breite kulturelle Stimmung abbildeten, sondern auch herausgefordert, sich fachlich mit den vorherrschenden Fragen zu befassen, was in meinem Fall neben der Psychoanalyse und Gruppenanalyse noch immer den Schwerpunkt der Sozialmedizin beinhaltete.

Erfahrungen in »Community Medicine«

Diese Erfahrungen führten noch nicht zu einem definierten Berufsziel. Vom Schweizerischen Nationalfonds (SNF) erhielt ich ein Fortbildungsstudium in »Sozial- und Präventivmedizin«. Ich konnte mit der Familie 1974/75 nach Edinburgh ziehen und ein Postgraduate-Studium in »Community Medicine« absolvieren. Dort traf ich auf eine kleine internationale Studiengruppe, die sich mit Epidemiologie und der Behandlung von gesundheitlichen Problemen in der Gemeinschaft und in spezifischen Gruppen beschäftigte. An praktischen Studientagen wurden z. B. arbeitsmedizinische Themen in Bergwerken, in der Nordseeölförderung oder in städtischen Gesundheitszentren bearbeitet.

Eine nachhaltige Erfahrung bedeuteten die Studientage in der Therapeutischen Gemeinschaft Dingleton, die von Maxwell Jones gegründet worden war. Immer wieder wurde im Studium die Erkenntnis unterstrichen, dass neben psychischen Störungen auch die Entstehung der häufigsten somatischen Krankheiten (wie Herzkreislauf- oder Tumorerkrankungen) sozialpsychologischer Natur seien.

Aus eher privatem Interesse besuchte ich die frühsozialistische Fabrik- und Wohnanlage New Lanark, die dem Zerfall ausgesetzt war, aber trotzdem sichtbar machte, wie bedeutungsvoll die Lebensbedingungen für die Gesundheit

der Menschen sind. Ein Bündel von Erfahrungen und Erkenntnissen führte mich dazu, den Weg in die Psychiatrie und Psychotherapie mit dem Blick auf Gruppen und Gemeinschaften einzuschlagen.

Psychiatrie und Psychoanalyse

In meiner Weiterbildung in den Psychiatrischen Universitätskliniken und dem Psychoanalytischen Seminar in Basel begegnete ich Gaetano Benedetti und Raymond Battegay. Beide hatten eigene Arbeitsschwerpunkte und waren sehr verschiedene Persönlichkeiten, beide vertraten psychoanalytische Konzepte im Verständnis von Psychosen. In einem Seminar mit Benedetti behandelten wir die Grundlagen der Systemtheorie und die Verbindung zur Soziologie. Mit Battegay kam ich direkt und praktisch in die Gruppenanalyse, mit dem Einblick in eine Gruppe mit an Schizophrenie erkrankten Menschen und mit der Leitung einer Studierendengruppe. Diese wurde in Co-Therapie geleitet. Dabei erfuhr ich erstmals, welche Schwierigkeiten in einer Co-Therapie auftreten können. Da der damalige Vorgesetzte sehr häufig wegen anderer Verpflichtungen fehlte, lag die Sicherung der Kontinuität an mir. Die Teilnehmenden waren gutmütige Menschen und trugen maßgebend zur Kohäsion der Gruppe bei. Ein Teilnehmer übernahm gar die Funktion, mit dem Vorgesetzten über das merkwürdige Setting zu streiten. Damals befand ich mich noch in einer individuellen Psychoanalyse und musste wiederholt deutlich erfahren, dass diese im Gruppenkontext nicht ausreicht.

Innerhalb der Assistenten befassten wir uns mit psychiatriekritischen Ansätzen, z. B. mit Klaus Dörner, Erich Wulff, Jean Oury, Franco Basaglia, und Autoren der Antipsychiatrie. Als Schweizer Autoren studierten wir die Sozialpsychiater Luc Ciompi und Christian Müller, zwei Pioniere einer gemeindenahen und psychodynamisch ausgerichteten Psychiatrie. Auch diese Aneignung von Konzepten, die einen neuen Blick auf die Klinische Psychiatrie erlaubten, war ein Lernen in Gruppen, in denen wir unsere eigenen Schwerpunkte setzten.

Eigene Praxis und Psychiatriereform

Die Gründung einer eigenen Praxis 1981 fiel in eine turbulente und anregende Zeit bezüglich Kultur, Politik und Psychiatrie. Heute würde man sagen, die »Zivilgesellschaft« war in Bewegung. Zusammen mit drei Kolleginnen ließen wir uns in einer Gruppenpraxis mitten in einem Arbeiterquartier mit einem

großen Ausländeranteil nieder. Die Praxis lag in einem Quartiertreffpunkt an der ersten Wohnstraße in Basel. Als eine der wenigen Psychiatriepraxen führten wir zudem ein Sekretariat als Anlaufstelle. Neben den Individuellen Psychotherapien und Analysen begann ich hier mit ambulanten Gruppen. Wir suchten die Vernetzung mit Hausärzten und Sozialstellen. Daraus entstanden zwei für die psychiatrische Versorgung in Basel wichtige Initiativen. Einerseits entwickelten wir auf einer privaten Basis gemeinsam mit anderen Gruppierungen eine Psychosoziale Arbeitsgemeinschaft (PSAG), andererseits mischten wir uns in einen politischen Prozess ein, der die Entwicklung eines neuen Psychiatriekonzepts für Basel vorsah.

Welche Bedeutung hatten diese Aufgaben, die mich über einige Jahre begleiteten, für meine gruppenanalytische Identität? In beiden Gebieten ergaben sich viele Gespräche und Auseinandersetzungen in Gruppen. Die Umsetzung einer »gemeindenahen Psychiatrie« betraf nicht allein ein organisatorisches Problem, sondern es stand ein qualitatives Moment im Zentrum. 1985 formulierte ich in einer Publikation der PSAG folgende Gedanken:

»Es geht um eine innere, ganzheitliche Haltung, in der der Mensch als soziales Wesen begriffen wird. Psychisches Leiden, Krisen, Krankheiten entstehen aus einem gestörten Wechselspiel zwischen dem Einzelnen und seiner Umgebung und bedeuten denn oft auch ein Herausfallen aus den gewohnten Lebensbeziehungen. Jeder von uns ist in eine Reihe von Beziehungen eingebettet, jeder von uns ist Knotenpunkt in einem oft komplizierten sozialen Netz; jeder ist von diesem Netz bestimmt, aber jeder knüpft auch fortwährend an diesem Netz. Psychosoziale Störung heisst denn auch, dass der Einzelne seine Beziehungen in diesem Netz nicht mehr gestalten kann« (Balmer, 1985, S. 17).

Abgesehen davon, dass in dieser Konzeption kulturelle und unbewusste Faktoren lediglich implizit enthalten sind, entsprechen sie doch wesentlichen gruppenanalytischen Annahmen. Doch so einfach die Gedanken zu formulieren waren, so schwierig waren sie anzugehen. Im Laufe der Entwicklung der Reformvorhaben begann ich die gruppenanalytische Weiterbildung. Diese half mir, verschiedene intensive Gruppensituationen zu bewältigen.

Psychosoziale Arbeitsgemeinschaft (PSAG)

Im Jahre 1983 übernahm ich das Präsidium der PSAG, nachdem mein Vorgänger und Freund Hans Steiner plötzlich an einer Grippe verstorben war. Dieser Tod war ein Schock für alle Beteiligten, dennoch konnte sich die Organisa-

tion Schritt um Schritt weiterentwickeln: Aufbau einer Beratungsstelle, eines Tageszentrums und von Programmen im Arbeitsbereich. Zentral war zudem die Zusammenarbeit mit Selbsthilfegruppen. Die Herausforderungen lagen im Bereich der Leitung und Gestaltung von Gruppenprozessen auf allen Ebenen. Durch die Zusammenarbeit verschiedener Berufsgruppen manifestierten sich Rollenkonflikte und Abgrenzungen von Berufsidentitäten. Latent waren auch ambivalente Polarisierungen zwischen antipsychiatrischen Positionen meistens bei Angehörigen von Psychatriepatienten gegenüber Berufsangehörigen mit einer Sozialisation in den Institutionen.

Die Zeit war ebenfalls geprägt durch den aufsteigenden »Psycho-Boom«; verschiedene modernistische Therapie- und Beratungsverfahren lebten von einer Abgrenzung gegenüber der Psychoanalyse. Die Zuschreibungen, Stereotypen und Übertragungen konnten in dieser aufstrebenden Organisation vielfältige Blüten hervorbringen. Es galt immer wieder, solchen Dynamiken und Polarisierungen entgegenzutreten und einen Konsens zu finden.

Manchmal befand ich mich als Psychiater in einer isolierten Position und hatte gleichzeitig die Aufgabe, Sitzungen zu leiten. Mit dem Wachstum der Organisation kamen verschiedene Leitungsaufgaben hinzu, welche meinen Zeitaufwand und den unseres Sekretariates überstiegen. Solche Situationen können wegen der unterschiedlichen Aufgaben nur bedingt als gruppenanalytische Erfahrungsfelder betrachtet werden, aber eine gruppenanalytische Haltung und eine entsprechende Reflexion waren trotzdem enorm hilfreich. Von Anfang an war angezeigt, unsere Erfahrungen und die Dynamik in der Organisation in Supervisionen zu reflektieren.

Psychiatriereform in Basel

Die Diskussionen über eine Psychiatriereform, initiiert von der Regierung, fanden gleichzeitig mit dem Aufbau der PSAG statt. Verschiedene Gruppierungen kritisierten einen »Professorenvorschlag«, der lediglich die Fortschreibung des Bestehenden vorsah, eine auf die stationäre Versorgung ausgerichtete Psychiatrie.

1984 leitete ich eine öffentliche kontradiktorische Veranstaltung zu diesem Thema. Dort wurden extrem unterschiedliche Ansichten über »die« Psychiatrie eingebracht. Das Auditorium war überfüllt, die Stimmung hochemotional und chaotisch, insbesondere als sich Psychiatriebetroffene äußerten und über negative Erfahrungen berichteten. Ohne Großgruppenerfahrung in meiner Weiterbildung hätte ich weder diese Situation meistern noch den Gesprächsfaden

halten können. Ein Effekt dieser Veranstaltung war, dass die Regierung einen neuen, breit in Gruppen abgestützten Prozess initiierte, den ich zusammen mit zwei Freunden leitete und der 1990 mit einem Konzeptpapier abgeschlossen wurde. Durch dieses Konzept konnten einige Neuerungen im Bereich der Sozialpsychiatrie realisiert werden.

Er stieß jedoch auch auf Widerstand in konservativen politischen Kreisen und in der medizinischen Fakultät. Unserem Reformeifer wurden im bestehenden gesellschaftlichen Machtgefüge Grenzen aufgezeigt. Der Prozess aber konnte nicht aufgehalten werden.

Seminar für Gruppenanalyse Zürich (SGAZ)

Meine Weiterbildung in Gruppenanalyse begann 1983 im Seminar für Gruppenanalyse Zürich. Das Seminar war im Aufbau und bot mir eine nährnde, unterstützende und herausfordernde Matrix. Die Internationalität der Teilnehmerinnen und Gruppenlehranalytiker öffnete den Blick über die Schweiz hinaus. Die Selbsterfahrung in Groß- und Kleingruppen ermöglichte eine neue analytische Reflexion der eigenen »Gruppengeschichte« und eine Vielzahl von Begegnungen mit Menschen aus verschiedensten Kontexten der europäischen Geschichte. Spannend war, wie unmittelbar wir das gruppenanalytische Denken und Arbeiten am SGAZ seit Foulkes erfahren und erfassen konnten.

In den ersten Jahren stand das SGAZ als Ausbildungsinstitut noch unter dem Schirm des Institute of Group Analysis (IGA) London und deren Lehranalytikerinnen Liesel Hearst, Tamara Sternberg und Gregory van der Kleij, die die Konzepte der IGA direkt vermittelten. Eine berufliche Weiterbildung beruht nicht nur auf Wissen und Können, sondern bedeutet auch die Entwicklung einer eigenen beruflichen Identifikation. Das SGAZ bot Begegnungen und Auseinandersetzungen mit vielen unterschiedlichen Persönlichkeiten, die je ihre eigene Prägung der beruflichen Identifikation einbrachten. Manchmal war dies verwirrend, mit der Zeit aber ein Reichtum für das eigene Wachstum.

Von Bedeutung war für mich auch die organisatorische Struktur des SGAZ. Die permanente Weiterentwicklung von einer Projektgruppe bis hin zu einem unabhängigen Institut wurde von Vera Demant (2006) ausführlich beschrieben. Ein wesentliches Strukturelement ist die »Basisdemokratie«, in der sämtliche Teilnehmerinnen, auch jene in Weiterbildung, an den Mitgliederversammlungen mitbestimmen können. Allen Gremien sind differenzierte Reglemente über ihre Zusammensetzung und ihre Aufgaben zugeordnet, aber letztlich müssen alle Bestimmungen durch die Mitglieder genehmigt werden – so auch das Weiter-

bildungsreglement und die Bestätigungswahlen der Lehranalytikerinnen und Supervisoren.

Diese in Europa einzigartigen Strukturelemente geben immer wieder Anlass zu ausgedehnten Auseinandersetzungen: Wie können Studierende über ein Weiterbildungsprogramm entscheiden? Wie steht es um die Abstinenz? Wie können Übertragungsphänomene bearbeitet werden? Ich will hier nicht vertieft auf diese Diskussion eingehen. Meine Erfahrung ist, dass manche Situationen sehr verwirrend waren, wie sie es bekanntlich auch in anderen Institutionen sind.

Für mich ergab sich daraus aber ein deutlicheres kognitives und emotionales Erfassen des Unterschieds von Organisation und Übertragungsebene. In anderen Instituten erlebte ich, dass in den für die Selbsterfahrung vorgesehenen Großgruppen oft darum gerungen wurde, ob organisatorische Themen in diesen Gruppen tatsächlich besprochen werden sollen oder »dürfen«. Sie flossen aber in die Großgruppen ein, weil es keine anderen Strukturen gab oder aber die Studierenden darin nicht eingebunden waren.

Nach einer Zeit der inneren Konsolidierung der Weiterbildung begann ich, mich stärker innerhalb des SGAZ zu engagieren. Ich übernahm Funktionen im Weiterbildungsgremium und damit in der Seminarleitung (1997–1999 und 2012–2018) und die Vertretung im EGATIN (European Group Analytic Training Institutions Network). Highlights aus meiner Sicht waren das Jubiläumssymposium des SGAZ (2007) und die Organisation der EGATIN-Tagung 2016 durch das SGAZ in Zürich mit dem Thema »Psychoanalysis and Group Analysis – Common Ground and Differences«.

In meinem Einleitungsreferat baute ich auf einer gemeinsamen dialogischen und hermeneutischen Basis auf: Erkenntnis entwickelt sich gemeinsam; der Sinn ist gemeinsam oder er existiert nicht. Die Bedeutung des Themas und der Tagung lag darin, dass EGATIN in der Entwicklung gemeinsamer Standards und Lehrinhalte sich immer wieder mit unterschiedlichen, in Entwicklung befindlichen Konzepten befassen musste, in der Psychoanalyse mit der Trieb-, Selbst-, Objektbeziehungs- sowie der Intersubjektivitätstheorie, in der Gruppenanalyse mit neueren Entwicklungen auf Foulkes'scher Basis oder etwa dem Konzept der Mentalisierung. Die Frage, auf welchen Konzepten die Gruppenanalyse basiert, muss immer wieder thematisiert werden.

In meiner zweiten Periode im Weiterbildungsgremium (ab dem Jahr 2011) wurde das SGAZ mit neuen Gesetzgebungen über die psychologischen und die psychotherapeutischen Berufe konfrontiert. Darin war eine Akkreditierung für Weiterbildungsinstitute vorgesehen, allerdings nur für jene, die eine integrale Weiterbildung anbieten, sich aber nicht auf bestimmte Therapieverfahren wie die Gruppenanalyse spezialisieren. In aufwändiger Arbeit versuchten wir, mit

assoziierten Psychoanalytischen Instituten ein Modell zu entwickeln, in dem auch das SGAZ integriert werden kann. Für diese Vorbereitungen übernahm ich den Teil über die wissenschaftliche Fundierung der Gruppenanalyse.

Trotz unserer immensen Anstrengungen wurde unsere Akkreditierung abgelehnt. Unsere Frustration war entsprechend. So wie man sich in solchen Situationen gewöhnlich innerlich organisiert, versuchten wir, uns über unsere Ambivalenzen gegenüber einer staatlichen Akkreditierung zu besinnen und über positive Aspekte dieser Ablehnung klarer zu werden. Die Akkreditierung hätte das SGAZ in eine weitreichende Regulierung und massive finanzielle Verpflichtungen gebracht. Diese fielen nun weg. Damit konnte die Geschichte des SGAZ als privates, selbstständiges Institut fortgesetzt werden, was für die Entwicklung der Gruppenanalyse gewisse Freiheitsgrade und Spielräume offenlässt.

Postgraduate Seminar des SGAZ

Aus der Mitarbeit am SGAZ wuchs das Postgraduate Seminar (PG), das ich zusammen mit Gerhard Wilke 1995 gründete und bis 2010 leitete. Diese Gründung wurde im Vorstand des SGAZ durch Marita Barthel-Rösing entscheidend unterstützt. Die Idee schwelte einige Zeit vor der Gründung in Gesprächen mit Tamara Sternberg und Liesel Hearst anlässlich des GASi²-Symposiums in Oxford 1990. Nach dem Symposium in Heidelberg 1993 verfassten wir die endgültige Konzeption. Das Postgraduate erhielt einen selbstständigen Status innerhalb des SGAZ; Themen und Struktur sollten von den Teilnehmenden selbst entwickelt werden. Die Veranstaltung fand einmal im Jahr an einem Wochenende statt und beinhaltete Großgruppen, Supervision in Kleingruppen sowie Inputreferate. Ein breiter Teilnehmerkreis wurde eingeladen, der die deutschsprachigen gruppenanalytischen Weiterbildungsinstitute der D3G umfasste.

Im Postgraduate realisierten wir einen Raum für die Absolventen des SGAZ nach dem Abschluss der Weiterbildung. Im Vordergrund standen deshalb die professionelle Identität und Rolle des Gruppenanalytikers, wie sie etwa Haubl (2005) mit dem Begriff des »post-konventionellen Stadiums« umschrieben hat. Es ging dabei weniger um die Identifikation mit einzelnen Gruppenleitern oder Supervisorinnen, sondern um eine Identifikation mit dem »gruppenanalytischen Diskurs«. In diesem Diskurs wurden spezifische Konzepte diskutiert, aber auch Wissen aus anderen wissenschaftlichen Diskursen, welche für die

2 Groupanalytic Society International (vormals GAS).

Gruppenanalyse relevant sein konnten. Von Bedeutung war deshalb die Wahl von Themen wie: »Was bedeutet Leiten in der Gruppenanalyse?« oder »Interventionsstile in verschiedenen Gruppensituationen«. Auch der Wechsel zwischen der Supervision in Peergruppen und den theoretisch-wissenschaftlichen Referaten, die von Teilnehmenden vorgetragen wurden, waren im Zusammenhang mit dem übergeordneten Aspekt der Identifikation zu sehen. Das Postgraduate verstand sich als Slow-open-Gruppe. Jeder Anlass bestand aus neuen Teilnehmenden und solchen, die über mehrere Jahre blieben. Auf dem GASi-Symposium 2011 hatten wir Gelegenheit, das Seminar selbst und das Konzept der gruppenanalytischen Identität in einem Workshop vorzustellen.

Auf unterschiedliche Weise sind auch die beiden folgenden Tätigkeitsfelder am Gruppenanalytischen Seminar in Bonn (GRAS) und in der European Federation for Psychoanalytic Psychotherapy (EFPP) mit dem Thema der professionellen Identität verbunden. Beide überschneiden sich zeitlich und inhaltlich. Die Entwicklung und Unterstützung einer professionellen Identität brauchen Gefäße für den persönlichen Austausch und das vertiefte und anerkennende Präsentieren und Diskutieren der eigenen Arbeit. Es braucht aber auch übergeordnete Berufsorganisationen, in denen unser Arbeitsfeld aufgehoben ist. Wir schöpfen unsere professionelle Arbeit nicht allein aus uns selbst heraus. Berufliche Identität legitimiert und erfährt sich dauernd aus dem persönlichen und wissenschaftlichen Verwobensein mit anderen Professionellen, die sich mit ähnlichen Fragestellungen befassen. Während die Lehrtätigkeit im GRAS in einem hohen Maße die direkte gruppenanalytische Arbeit mit Selbsterfahrungsgruppen, Theorievermittlung und Supervision von Gruppen darstellt, umfasst die EFPP den Bereich einer Berufsorganisation.

Gruppenanalytisches Seminar (GRAS)

Die Zeit am GRAS war für mich bereichernd, beruflich und persönlich. Als ich mich am Institut für Medizinische Psychologie in Frankfurt a. M. bei Michael (Lukas) Moeller für die Aufgabe des Gruppenlehranalytikers vorstellte, durfte ich noch nicht mit dieser Bereicherung rechnen. Das etwas abgelegene Institut war nicht einfach zu erreichen. Als ich dort mit Verspätung eintraf, entstand ein lebendiges und humorvolles Gespräch. Es eröffnete sich sofort ein kreativer Assoziationsraum, in dem auch die vielen Facetten der »Erreichbarkeit« thematisiert wurden. Später, im Laufe der Sequenzen, konnte ich diese Qualität im ganzen GRAS wahrnehmen, weshalb es manchmal von den Teilnehmenden augenzwinkernd als »Glücksmatrix« bezeichnet wurde. Auf sol-

che Idealisierungen ließen Gegenstimmen und Infragestellungen nie lange auf sich warten. Die Matrix erlaubte vielfältige Gedanken, Gefühle und auch Infragestellungen.

Nur zwei Jahre nach meinem Eintritt musste sich das GRAS mit der schweren Erkrankung seines Leiters auseinandersetzen. Zu Beginn der Sequenz informierte uns Michael Moeller über seine Tumordiagnose. Er ging davon aus, dass dies für ihn der letzte GRAS-Anlass sein würde. Er stellte das Unfassbare ins Zentrum der Gruppe und wagte für alle eine schmerzliche Konfrontation. Über dem ganzen Anlass schwebten Trauer und Entsetzen. Es entstanden emotionale Nähe und ein Ergriffensein darüber, wie Michael Moeller und das GRAS sich offen diesem Schicksal stellen konnten. Die Großgruppen konnten beinahe kein Ende finden.

In dieser beispiellosen intensiven Bewältigung des »Einbruchs des Realen«, des bevorstehenden Sterbens und Todes, traten auch sehr bedrängende und widersprüchliche Reaktionen hervor. In der nachfolgenden Sequenz stellte sich heraus, dass die Anliegen jüngerer Teilnehmer zeitweise zu sehr in den Hintergrund gedrängt wurden. Die emotionale Dichte und die Bearbeitung der Vergangenheit hätten kaum andere Räume offengelassen.

Die Erlebnisse dieser Tage sind für mich ein Beispiel für die visionäre Potenz der Gruppenanalyse. Im Zentrum stand für mich das Erleben im Hier und Jetzt, das Raum und Zeit ließ für die eigenen Gefühle. Es verband sich mit eigenen Verlusterfahrungen, für mich mit dem überraschenden Tod meines früheren Praxispartners. Während der Tage ergab sich ein dauernder Austausch zwischen individuellen und gemeinschaftlichen Erfahrungen. Durch die direkte Konfrontation des GRAS selbst wurde das individuelle Erleben mit Sterben und Tod in eine Erfahrung mit der Gruppe verwoben. Viele der deutschen Kolleginnen sprachen auch von kaum verarbeiteten Verlusterfahrungen aus dem Zweiten Weltkrieg. Eine verborgene kollektive Erfahrung wurde Teil des gemeinschaftlichen Existenzerlebnisses. Ich war Teil des Prozesses und gelangte zu einem tieferen Verstehen dieser Gruppe.

Das GRAS als Weiterbildungsinstitut bearbeitet anhand eines Curriculums die grundlegenden Theorietemen. Da die meisten der Teilnehmenden eine psychoanalytische Weiterbildung abgeschlossen haben, entwickelten sich in den Theorieseminaren fachlich herausfordernde Diskussionen. Wir vom »Staff« strebten stets an, das immense Wissen und die breite klinische Erfahrung in einen Austausch zu bringen. Die Gruppen bearbeiteten häufig konflikthafte Situationen aus den Lehrinstituten. In den Supervisionen wurden zudem Gruppensituationen aus der Arbeit in Kliniken zur Sprache gebracht. In beide Lehrgefäße flossen daher oft »strukturelle« Fragen ein.

Für die in den Supervisionen besprochenen Therapiegruppen war auffallend häufig deren Status in der Klinik ein »Pièce de résistance«. Gekoppelt daran war die Einbettung der Gruppentherapie in ein klinisches Konzept. Die Gruppenleiterinnen mussten jeweils viel Energie aufbringen, um eine anerkannte Position zu erreichen. Regelmäßig wurde auch sichtbar, dass die Arbeit in Kliniken unter einem spürbaren ökonomischen und fachlichen Druck stand. Es mussten möglichst kurzzeitige und effektive Therapieverläufe angeboten werden. Oft wurden zudem schwerkranke Patienten mit komplexen Störungen beschrieben. Diese heftigen äußeren Anforderungen an die beginnenden Gruppentherapeutinnen stehen in einem gewissen Gegensatz zu dem auf lange Zeithorizonte angelegten Foulkes'schen Konzept. Es ist daher notwendig, sich auf die grundsätzlichen Elemente der Gruppenanalyse zu konzentrieren und zu überlegen, wie andere Elemente wie das »Prinzip Antwort«, die »Fokussierung auf die Übertragung« oder das »Mentalisierungsmodell« integriert werden können. Die Entwicklung einer gruppenanalytischen Identität ist in diesem Spannungsfeld eine große Herausforderung.

Erfahrungen auf europäischer Ebene

Während meiner Arbeit am GRAS war ich gleichzeitig in der European Federation for Psychoanalytic Psychotherapy (EFPP) engagiert. An dieser Dachorganisation interessierte mich der Fokus auf die Verankerung der Psychoanalyse in das Gesundheitswesen und die Verbindung von Einzel- und Gruppenanalyse. Bei dieser Arbeit auf der berufspolitischen Ebene waren mir stets die beschriebenen klinischen Anforderungen und Spannungen gegenwärtig, die im breiten Feld des Gesundheitswesens auftauchen.

Zunächst aber stand die organisatorische Arbeit im Vordergrund. Aus dem Bereich der Gruppenanalyse wurde ich 1994 zum Gründungskongress in London eingeladen, der auf Initiative der britischen Kolleginnen zustande kam. Diese befürchteten, dass durch politische Prozesse in der EU die psychoanalytischen Weiterbildungen verwässert würden. Es stand wie in der Namensgebung verankert der »Public Sector« im Vordergrund, d. h. die Sicherung der psychoanalytischen Therapien in der Grundversorgung. Mit der Zeit wurde klar, dass die EU in den Bereichen Medizin und Psychotherapie keine einheitliche Regulation vorantreiben konnte und diese den einzelnen Mitgliedsstaaten überließ. Dieser Entscheid bedeutete, dass sich die EFPP stärker den Fragen des öffentlichen Sektors in den einzelnen Ländern und der Qualität der psychoanalytischen Psychotherapien sowie den Veränderungen im klinischen Feld zuwenden konnte.

Nach meiner Wahl in das Executive Committee (1997) wurde mir vorerst der Bereich der Forschung, später die Koordination der »Group Section« übertragen. Die EFPP hatte selbst keine Struktur und keine Mittel für Forschung; es galt, bestehende Initiativen aufzuspüren und zusammenzuführen. Im Programm jeder Tagung wurde ein Panel zum Thema Forschung integriert. An allen Mitgliedersitzungen (»Delegates Meeting«) wurde der Wunsch, ja die Notwendigkeit zur Erforschung von psychoanalytischen Therapien unter Bedingungen des »Public Sector« laut. Nur zögerlich führten diese Apelle aber zu konkreten Projekten. In verschiedenen Ländern wurden für Psychotherapien Evidenznachweise gefordert; die psychoanalytische Community konnte diesem Druck aus verschiedenen Gründen aber nur zögerlich folgen.

Die spätere Leitung der »Group Section« führte mich hinaus in verschiedene Länder, mit Begegnungen und Einblicken in unterschiedliche Traditionen in der Gruppenanalyse. Es kam zu einer fachlichen Zusammenarbeit mit dem europäischen Netzwerk der Gruppenanalytischen Ausbildungsinstitute (EGATIN). Im Bereich der Ausbildungsstandards hatten wir ähnliche Vorstellungen und wollten diese gemeinsam diskutieren.

Es galt, innerhalb der EFPP die Unterschiede zwischen den nordeuropäischen Ländern und den romanischen in einen Austausch zu bringen. In Nordeuropa hatte sich mehrheitlich die Foulkes'sche Tradition etabliert. In den südlichen Ländern führte die Orientierung an Wilfred Bion oder die französische Gruppenanalyse von René Kaes, Pichon-Rivière und Jean-Claude Rouchy zu eigenständigen Konzeptionen. Hinzu kam die aus Argentinien stammende Konzeption von Armando Bauleo »Grupo Operativo«, die auf einer psychoanalytischen Basis fußt und in Italien, Frankreich und der Schweiz verbreitet ist.

An den Tagungen der EFPP veranstalteten wir Workshops, um diese Konzepte in Diskussion zu bringen und zu versuchen, die jeweils eigenen Terminologien mit Begriffen der anderen Konzepte zu vergleichen. Das Thema der »Mehrstimmigkeit« war nicht nur in der Gruppenarbeit mit unterschiedlichen Menschen gegeben, es stellte sich immer wieder als Herausforderung innerhalb des eigenen Feldes dar. In manchen Ländern gab es sogar selbst Differenzen und Konflikte unter gruppenanalytischen Gruppierungen. Manchmal konnte sich die EFPP als Vermittlerin anbieten, nicht immer gelangte man zu Lösungen.

Die Leser dieses Berichts werden solche Unterschiedlichkeiten als »normal« ansehen. Sie werden sich fragen, welche Freude es bereitet, sich in dieser komplizierten konzeptionellen Landschaft zu bewegen. Ich weiß letztlich nicht, was die Gespräche und Diskussionen bewirkt haben. Manchmal kamen Annäherungen und Übereinstimmungen zustande, manchmal nicht. Es blieb ein Phänomen, dass sich die entsprechenden Organisationen in der EFPP zusammenfinden